

Oberschwaben/Fleckviehgau

Die Erinnerung fällt vom Fahrrad und bleibt liegen

Ein Leben lang habe ich von einem Leben in Rom, zumindest von einem Leben in der Nähe von Palmen geträumt; aber dann, es war im Frühjahr 2000, kam ich in die Nähe der Elbe, ins Wendland, und hörte zum ersten Mal in meinem Leben eine Nachtigall, was mein Leben verändert hat.

Du hörst wohl eine Nachtigall? Ich hatte nie etwas Schöneres vernommen. Osternacht 2000, Künstlerhaus Niedersachsen im Rundlingsdorf Schreyahn: Allmählich wurde es zu einem Gesang, für den sich die Dichter früherer Zeiten das Wort *betörend* einfallen ließen, das ich, kein Naturlyriker, nun auch verstehe.

Den Rest des Sommers studierte ich Immobilienanzeigen.

Und Silvester verbrachte ich schon in meinem neuen Haus, das an der Stelle steht, wo die Elbauen enden wo die Heide beginnt Es ist eine über die Maßen schöne Landschaft und ein Lebensraum für Menschen und Tiere und Bäume. Wenn auch Christus nur bis Hildesheim kam. Die Rundlinge um Lüchow herum, mit der leeren Mitte an der Stelle, wo sonst in meiner Welt die Kirche stand, kommen ohne weitere religiöse Zeichen aus, ganz ohne die Herrgottswinkel, Feldkreuze, Bildstöcke und Wallfahrtskapellen, die in den Feldern meiner Erinnerung sind.

Freilich gab und gibt es auch Gorleben. ein Fanal unserer Zeit. Aber auch im sogenannten Nahbereich des *Geniewinkels* gibt es Atomkraftwerke, die mitten in unserer Zeit stehen, ob wir dies nun wissen oder nicht, ob wir sie sehen oder nicht.

Doch dem mich immer wieder erheitern-den und meist auch zutreffenden Slogan, den ich auf den DB-Loks in München, Berlin und anderswo lesen konnte: *Nett hier. Aber waren Sie schon einmal in Baden-Württemberg?* mag ich, wenn ich an einen Mai im Wendland denke ausnahmsweise nicht zustimmen.

Gewiss zählt auch der Geniewinkel nach wie vor zu den schönsten Landschaften in Deutschland, das meinen Augen besonders im hohen Norden und im tiefen Süden zusagt. Zu den besonderen Klängen meiner Kindheit gehörte nicht die Nachtigall, sondern der Düsenjäger, heute Kampfjet genannt, der unser Dreihundert-Seelen-Dorf mit Kirche, Wirtshaus und Friedhof immer wieder anpeilte und pro forma abschoss. Das war eine anonyme, aber unbezweifelbare Größe am Himmel der von mir niemals so genannten Heimat. Keiner fragte, woher diese Flieger kamen, und niemand protestierte, außer der katholischen Kirche vielleicht, die auch um ihre gerade mit Millionenaufwand renovierten Weltkulturerbe-Immobilien fürchteten, noch bevor es dieses Wort der UNESCO gab. Immer wieder kam es zu Erschütterungen unserer barocken Wallfahrtskirchen, die bis zur Einsturzgefahr gingen.

Es war ja auch sinnlos zu protestieren, denn der Himmel über dem Geniewinkel, zum Beispiel, gehörte damals ja nicht den Menschen die unter ihm lebten, sondern der NATO. Die sich in den wahren Eigentumsverhältnissen freilich ebenfalls täuschte. Wahrscheinlich probten sie unseren Abschuss, um uns zu schützen, wie gesagt wurde, und immer wieder wurden wir probeweise abgeschossen. Mit diesen Übungen am Himmel wurde angeblich unsere Freiheit garantiert und garniert. Doch es waren nur gespielte Angriffe am Kinderhimmel, während wir unten Räuber und Gendarm spielten und es immer wieder zu Festnahmen kam.

Diese sogenannte Kindheit habe ich bis zu meinem zwanzigsten Jahr in einem Dorf namens Rast verbracht. Der Ort liegt im Meßkircher Geniewinkel, der so heißt, weil viele Berühmtheiten aus diesem Viertel kommen: Viehzüchter, Philosophen, *Bravo*-Girls, Erz-

bischöfe, Modeschöpfer, Komponisten, Sängerinnen, Schriftsteller – es ist nicht zu fassen. Dabei zählt Meßkirch, die Hauptstadt – lange ein Kleinstaat der Fürsten von Fürstenberg-Meßkirch, dann badisch, jetzt württembergisch, immer schwäbisch – heute fünftausend Einwohner, und mit allen Dörfern, die sich dazurechnen dürfen, kommen wir auf zirka achttausend – immer noch: Seelen. Seit der Landnahme der Alemannen (rote Zahl im Geschichtsunterricht: 250 nach Christus) gab es bis zum Dreißigjährigen Krieg und dann erst recht bis nach dem Zweiten Weltkrieg und den Russen, die in den letzten Jahren kamen, wenig Fluktuation. Anders gesagt: es ist eine relativ überschaubare Zahl, die am sogenannten Geschlechtsverkehr (noch so ein Unwort der deutschen Sprache, das eigentlich aus dem Verkehr gezogen gehört) teilnahm. Und so sind wir alle irgendwie miteinander verwandt im Geniewinkel. Aber da dies doch kein richtiger Name ist, habe ich die Gegend *Fleckviehgau* getauft. Die nächste größere Stadt liegt etwa hundert Kilometer entfernt und heißt Zürich. Geographen würden vom 48. Breitengrad sprechen, zwischen Donau und Rhein (der Bodensee ist ja nur eine Ausbuchtung des Rheins). Dieser Geniewinkel – es gibt gewiss noch viele auf der Welt – liegt östlich des Schwarzwaldes, südlich der Schwäbischen Alb, westlich von Oberschwaben, nördlich angrenzend an den Bodensee, würden die Himmelsrichtungsexperten sagen.

Aber *wir* wissen ja nicht, wie das heißt, wo wir sind. Vielleicht nicht einmal, wo wir sind. Daher gab es gerade in dieser Gegend in den vergangenen Jahrhunderten immer wieder Ortungs-, Definitions- und Sprachversuche. Unser berühmtester Fall ist Heidegger.

Es gibt Menschen, die reisen selbst noch aus Japan, Argentinien und dem Libanon dem toten Heidegger, der auf dem Meßkircher Friedhof liegt, hinterher und nehmen sich etwas Erde aus dem Grab, sodass immer wieder aufgefüllt werden muss.

Das Heideggergrab ist nun eine der großen Sehenswürdigkeiten von Meßkirch, sagt ein Friedhofstourist, der schon auf der ganzen Welt berühmte Gräber besucht hat: so gerade die Saadiergräber in Marrakesch, St. Peter zu Rom, Pessoa in St. Jeronimo, Goethe in Weimar.

Das Festsitzen vor Ort wie das Warten auf den Tod, die Sprachlosigkeit, vermischt mit Sehnsucht, drängte vielleicht auch mich nicht nur zum Wegfahren, sondern zum Schreiben, das ja vieles ist, unter anderem auch ein Wiederkommen. Schreiben ist auch ein Ortungsversuch, ein Versuch, über die Sprache herauszufinden, wo einer ist – oder war. Und was es ist oder was es war. Und was er ist, oder was er war: einer, der schreibt, ist jener, der herauszufinden versucht, wo und was es ist, wo und was es war. Am Anfang stand wohl das Staunen, es folgte die Irritation. Und das eigentlich Sprachverschlagende kippt in Sprache um, in ganze Bücher.

Es können aber bei einem derartigen Versuch keine Heimatromane herauskommen, vielmehr Itinerare aus Leben und Tod, Glück und Unglück; nicht auf eine Alternative hin geschriebene Konstruktionen, sondern unsystematische, doch aufs Ganze hin zielende Versuche, wie ja auch das Leben unsystematisch und nicht systematisierbar ist, wenigstens nicht, solange wir leben. Das andere mag die Arbeit von Historikern, Lokalhistorikern, Biographen und Soziologen sein.

Auch ein Roman ist eigentlich eine Partitur, die der Kunst des Lesers, das heißt: des Lesens bedarf. Meine ersten Bücher, die alle in diesem Raum, genauer noch *in den Feldern meiner Erinnerung* spielen, diesem Raum, der – so klein er ist – auch mitten auf der Welt ist, keineswegs Provinz, sondern literarischer Raum, wurden zu meinem Schmerz vor Ort als ein Zwischending von Sachbuch und Schlüsselroman genommen und auf Information hin gelesen (eine Todsünde beim Lesen), nicht als Literatur. Ich kann niemandem die Lektüre verbieten, hätte es in Bezug auf meine Bücher jedoch gerne getan, kann nur darauf hinweisen, dass zwischen Sachbuch und Roman noch ein Unterschied ist. In meinen Büchern geht es nicht um Bernhardsche Abrechnungsmanöver, sondern um Vergegenwärtigung von Heimatlosigkeit vor Ort. Dieser literarische Versuch wäre überall möglich gewesen. Dass er auf diese Weise geschrieben wurde, geht einzig auf die besonderen Umstände vor Ort zurück.

Ein Missverständnis ist es also, dass meine Romane wie Sachbücher, als historisch-

soziologische Studien über den Fleckviehgau gelesen werden; ein Missverständnis, für das ich jedoch selbst verantwortlich bin, da ich es durch meine Art und Weise zu schreiben (die Fiktion der Authentizität, das Beschwören von Orten, Namen und Dingen, die in Atlanten, Wörter- und Sachbüchern, bis hin zum Telefonbuch, verzeichnet sind) nahegelegt oder provoziert habe. Damit muss ich nun leben.

Aber nicht nur in Meßkirch, Schwackenreute, Kreenheinstetten und Rast habe ich dieses Mißverständnis provoziert, als hätte ich Heimatromane geschrieben. Überall ist eine Verwechslung möglich: besonders auch von der Stadt aus, wo das Land traditionellerweise mit *Heimat* verwechselt wird. Meine ersten Bücher sind doch nur Beschreibungsversuche der Heimatlosigkeit eines Ich-Erzählers. Nur weil sie in Meßkirch oder im hundert Kilometer entfernten Hotzenwald spielen, sind sie noch lange keine Heimatromane, auch keine kritischen. Es geht um die Vergegenwärtigung. Das Projekt heißt (hieß) *Erinnerung, zweite Gegenwart*.

Im extremen Süden, aus dem ich ja angereist kam und in den ich nach wie vor gerne zurückkehre (eigentlich bin ich ja nur zwischen Nord und Süd, Ost und West unterwegs, und umgekehrt), wurde ich mit einem befremdeten bis beleidigten Unterton gefragt, was ich denn im Norden verloren hätte. Ab und zu fällt das für mich nicht nachvollziehbare Wort *bei den Fischköpfen*.

Im Glauben, die Schönheit gepachtet und ein Privileg auf Heimat zu haben, ist die Schönheit im Süden (alles auf der Welt ist relativ, auch die Feststellung von Himmelsrichtungen) oftmals nur noch Fassade: Wie in der Architektur von Mario Botta, der ja ein großer Architekt ist, aber eigentlich bisher nur begehbbare Pralinenschachteln gebaut hat – ein auch für mich schön anzusehendes ästhetisches Phänomen, wie der Bodensee, den ich ja immer noch liebe wie eine Liebe von einst, wo man mit einigem Glück dann auf einem Bänkchen an der Betonpromenade in Überlingen zu sitzen kommt und hinausschaut, als wäre dies etwas, als könnte sich nun einer sagen: *Ich habe es geschafft!* Als sähe einer die Welt, die doch hinter ihm liegt, vor sich.

Doch auch Überlingen verdient nach dem Michelin drei Sterne: das heißt, es lohnt eigens

eine Anreise – für mich, weil dort Drei Sterne-Freunde von mir wohnen. Ganz nah lag Überlingen, das mich nach außen hin immer schon an eine Waschbetonanlage erinnerte, die sogenannte Promenade, auf der Ehepaare sich gegenseitig sagen: *Gehen wir noch ein bisschen*, und bei der Konzertmuschel drehen sie um, denn sie haben wieder einmal die Matinee des Kurhausorchesters aus Pressburg verpasst. Und dann lassen sie sich schweigend an einem Bistro-Tischchen nieder, und wieder ist ein Tag gelaufen. Seitdem der Bodensee so berühmt ist, spätestens seit der Etablierung des Massentourismus, gilt die Gegend, der Fleckviehgau zum Beispiel, als Hinterland des Bodensees. Das war nicht immer so. Das sprachschöpferische Geviert, dem die Welt neben diesem noch ganz andere Wörter verdankt, war reich an Barockkirchen, Klöstern, guten Böden, Menschen und Tieren. Immer noch zeigt das Hauptverkehrszeichen eine Kuh.

Der Bodensee und das sogenannte Hinterland, Oberschwaben – eigentlich müsste es umgekehrt heißen: der Bodensee als Hintersee Oberschwabens.

Das Land, das ich meine oder vielmehr meinte (meinen kommt von „minnen“), ist Oberschwaben. Ohne weiteres zähle ich den Geniewinkel zu Oberschwaben.

Es herrscht ja eine Verwirrung vor Ort und darüber hinaus, wohin wir gehören und wie es heißt: Es gibt die Wörter Baden, Württemberg, Schwaben, schwäbisch, alemannisch und so fort. Ich kann das hier auch nicht klären, nur so viel: Die Gegend ist schwäbisch und katholisch und wurde durch Napoleons Gnaden an seine Alliierten Baden, Württemberg und Bayern verteilt, auseinander gerissen und provinzialisiert. Die Gegend blieb lange genug schön, und man sieht von manchen Stellen aus fast alles: die Alpen der Schweiz, Vorarlbergs und Bayerns und die Schwäbische Alb, den Schwarzwald und die Vulkane des Hegau.

Der Fleckviehgau oder Geniewinkel ist heute trotz der Fabrikwürfel eine strukturschwache (das neue Verwaltungswort für *arm*) Gegend, ganz nahe der Stelle, wo vor einem Jahr mitten in der Nacht zwei Flugzeuge zusammengestürzt sind, was schon wieder vergessen ist. Wer noch nicht im Bett war und zufälligerweise zum Fenster hinausschaute,

konnte die Katastrophe als ein den Nachthimmel illuminierendes Ereignis einige Augenblicke lang verfolgen. Es geschieht in der Welt, in der wir leben, ja so viel. Und das meiste bekommen wir gar nicht mit. Auch in Zeiten von *Big Brother* und Talk-Shows. Nachts, zum Beispiel, sagt Bush wahrscheinlich *Baby* zu seiner Frau, und Castro unterzeichnet letzte Todesurteile und hat Angst vor dem Tod. Und das meiste bekommen wir zu festen Zeiten (um das Abendessen herum) von der Glotze präsentiert und vergessen es wieder. Wenn auch nicht alles. Ich kann mich an Bilder erinnern, werde mich erinnern können, werde mich erinnern gekonnt haben ... ach, jenes nicht mehr erlebbare Futur zwei aus dem Meßkircher Lateinunterricht, im Herzen des Fleckviehgaus, im Zimmern-Schloss der Fürstenberger der ersten großen Renaissance-Anlage nördlich der Alpen, in dem die Zimmerne Chronik geschrieben wurde, ein Sprachdokument des 16. Jahrhunderts, das mit dem, was sonst noch in diesem Haus war, erst nach Donaueschingen verbracht wurde und dann verscherbelt. Von wo ich immer wieder zum Fenster hinaus schaute, gegen das Elternhaus von Heidegger hin, ein Sprachdokument des 20. Jahrhunderts ...

Und als wäre diese Sprachmacht von Meßkirch nicht genug: einer der erfolgreichsten und für die neuhochdeutsche Sprachgeschichte folgenreichsten Schriftsteller des späten siebzehnten und frühen achtzehnten Jahrhunderts, Abraham a Sancta Clara, ein Bestseller-Autor, war hier in der Schule, hat hier Latein gelernt und kam mit seinem Latein bis nach Wien, wo er als Hofprediger starb (*Viele Leute fürchten sich vor dem Tod wie die Kinder vor dem WauWau; Die Welt ist ein Meer die Menschen sind die stolzen und aufgeblasenen Wellen, das Ufer ist der Tod ...*).

Es ist Meßkirch also ein Sprach-Ort auf der Sprachkarte und ein Vor-Ort der Topologie der Todeskunde. Und hat der Sprache, die aus Lebendem und Totem besteht, einiges geschenkt. Die berühmtesten Meßkircher von heute jedoch (M. hat auch eine Gegenwart, nicht nur eine Vergangenheit; zudem gibt es auch eine erotische Präsenz im Geniewinkel, nicht nur Sexmessen in der benachbarten Stadthalle von Sigmaringen) sind Meßkirche-

rinnen, die Geschwister Hofmann, keine Sprachmenschen, sondern Sängerinnen im sogenannten volkstümlichen Fach: einem Millionen-Publikum aus Moiks Musikantenstadel bekannt, auch wegen ihrer von der Mutter geschneiderten Dirndl (Meßkirch, von dem aus man an klaren Tagen bis zu den Alpen sehen kann, liegt allerdings nicht im Dirndl-Gebiet); die eine blond, die andere braun. Ich weiß nicht, ob der Name Abraham a Sancta Clara noch sehr vielen Fernsehzuschauern geläufig ist. Immerhin den Schauspielschülern, die noch für so etwas Altes wie das Sprechtheater lernen. Der Name Abraham a Sancta Clara ist im Sprechkatalog das Beispiel für das klare A – und ich werde es doch niemals zum Zyniker schaffen.

Meßkirch ist zwar so etwas wie das Herz des Fleckviehgaus, aber die größten Reisen meines Lebens habe ich von Meßkirch weg gemacht: Die Fahrt mit dem Bus nach Hause, es waren nur acht Kilometer, dauerte eine Stunde. Es waren meine ersten Weltreisen. Die späteren Fahrten sind nur eine Wiederholung.

Das Gelände gilt heute als bedauernswertes Hinterland, das den sogenannten Anschluss (woran eigentlich?) versäumt hat. Das war nicht immer so. Ist eigentlich erst so seit dem Zusammenbruch der agrarischen Welt, auf die auch Pasolini einen Nachruf schrieb. Bis ins zwanzigste Jahrhundert eine Gegend von Viehzüchtern, die ihre stolzen Zuchtergebnisse bis nach Südafrika und weiter exportierten.

Davon ist nicht viel übriggeblieben. Auch von der Schönheit der Landschaft nicht.

Sie ist zersiedelt wie überall. Weil die Gegend, wie gesagt, heute strukturschwach ist, ist jede Investition willkommen. Projekte, die nicht einmal mehr in Rumänien eine Genehmigung bekämen wegen Umweltunverträglichkeit, waren hier vor zwanzig Jahren noch möglich.

Der vom Mond aus sichtbare Fabrikwürfel im Ablachtal – so heißt der Bach, der von der europäischen Wasserscheide weg bald darauf in die Donau fließt – hat das empfindliche Bild auf immer gestellt. Dem Arbeitsplatz-Gott zuliebe geopfert. Dabei kommt die Anlage fast ohne menschliches Zutun aus.

Das Megaprojekt der Thermosteact-Anlage, von dem man sich hier Zukunft versprach und

dessen Investoren, nachdem sie damit überall gescheitert waren, hier, die Psyche der Menschen kennend (die fast kismetartig die Zumutungen von oben hinnehmen), noch mit ihrem Glück rechneten, konnte zu unserem Glück nicht realisiert werden.

Die Gegend ist, von den großen Ausnahmen abgesehen, bewohnt von der Sprachlosigkeit von Menschen, die auch hier Tutti Frutti verfolgten, sobald es möglich und die erste Satelliten-Antenne installiert war. Und sie reagieren auf das nächtliche Pornoprogramm wahrscheinlich ähnlich wie überall auf der Welt, die einen so, die anderen so, und verbringen nun auch ihre Abende, wie überall auf dem Land in der Welt, die ans Netz angeschlossen ist, als Fernsehhabende. Und sitzen nicht mehr draußen vor dem Haus auf dem Bänkchen, und sagen wieder einmal *Gott nah!* („gute Nacht!“).

In der neuen Kreisstadt (früher gehörte das Amt Meßkirch zum Kreis Stockach – heute Kreis Konstanz) Sigmaringen, welche auch bekannt ist als Hauptstadt von Hohenzollern und als Herkunftsort des heiligen Fidelis von Sigmaringen, Erzmärtyrer der römischen Propaganda Fide, erschlagen von Bündner Protestanten – nach dem der kubanische Diktator Fidel getauft wurde, ob er dies weiß oder nicht – finden nun schon Sexmessen statt. Die einen gehen in diese Messe, die anderen in die andere, manche in beide. Auch im Geniewinkel. Da hat sich der Philosoph aber getäuscht!

Vielleicht dachte er aber auch an Meßkirch und Umgebung, als er sein berühmtes *Nur noch ein Gott kann uns retten*-Interview im *Spiegel* gab.

Wir waren krank. Krank unser Gras und Getreide. Unsere Tiere... Die Schweine bekamen einen Herzinfarkt aus Angst, den Transport ins Schlachthaus nicht zu überstehen...

Wie viele (Krankheiten wie Tiere wie Menschen) habe ich schon überlebt, sagt der Ich-Erzähler im Roman *Mein Hund meine Sau mein Leben*, der in dieser nun auch noch zersiedelten Gegend mit ihren Umgehungsstraßen spielt.

Nun wohnen sie in Neubaugebieten wie überall und gehen in die Fabrikwürfel im

Gewerbegebiet arbeiten. Aus etwas Unverwechselbarem ist etwas Verwechselbares geworden, ihre von Wüstenrot vorfinanzierten Einfamilienhausräume mit integriertem Carport stehen nun in ganz Deutschland herum. Und sie fahren in Geländefahrzeugen mit Seitenairbags, beheizbaren Sitzen und allen Schikanen in der neuen Zeit herum, vielleicht auch nur aus Label-Sehnsucht, die über das Fernsehen importiert wurde und nicht zu den endemischen Krankheiten gehört. Und können fast weniger als je sagen, was sie haben oder was ihnen fehlt. Und fast jedes zweite Wort ist o.ä. Auch Achtzigjährige, die aus Stalingrad zurückkamen, sagen nun längst o.k. Alte Häuser stehen, vom Straßenbauamt aus gesehen, fast immer im Weg, und im Kopf der Menschen vor Ort regiert die Abrissbirne. Sie lieben das Neue und den rechten Winkel, und wegen ihre alten Häuser schämen sie sich vielleicht am meisten.

Zurück von der Ordensverleihung im Neuen Schloss in Stuttgart, wo ich den Landesorden aus der Hand des auch von mir geschätzten Ministerpräsidenten Teufel verliehen bekam, am fünfzigsten Geburtstag von Baden-Württemberg, wegen meiner angeblichen Verdienste um dieses Land, sah ich am anderen Morgen, dass die letzte große Kastanie, meine liebste Nachbarin unten an der Straße, fehlte: Sie war angeblich marode. War sie aber nicht, nur ein Ärgernis fürs Straßenbauamt, da dieser so ziemlich letzte alte Baum. vom Straßenbauamt aus gesehen, in einer Kurve stand. Keiner hat protestiert.

Ein Leben auf Fun- und Wellnessbasis ist nun auch hier möglich: Die Menschen sind (via Satellitenschüsseln) überall ihrem Glück gleich nah oder fern. Aber Darwin gilt selbst in den Swingerclubs, die es, als weiteren Fortschritt, jetzt für jeden auch mit Geländefahrzeug erreichbar in den Industriegebieten unserer sogenannten Unter- und Mittelzentren gibt: *struggle for life, survival of the fittest*.

Wenn ich mich erinnere, muss ich es wie ein Flüchtling tun, da alles weg ist.

Ich muss es tun wie ein Flüchtling, der in seiner Erinnerung Haus für Haus durchgeht, der Reihe nach.

Das meiste ist nur noch in der Erinnerung begehbar, als wäre der Ort durch Bomben zer-

stört worden. Aber es war niemand anderer als der Mensch selbst. Die meisten Häuser meiner Kindheit stehen allein noch in meiner Erinnerung. Und auf den dazugehörenden Feldern steht der Name MENGELE über allem.

Wenn von Heimat die Rede sein kann, dann im Junktum aus Heimat und Heimatlosigkeit.

Distanz würde Klarheit schaffen, mir ist alles aber sehr nahe; ich bin kein Distanzierer und Objektivierer, sondern ein Vergegenwärtiger.

So fahre ich wie eine Romanfigur durch ein Hinterland, ein promovierter Träumer, der aus einem Ort namens Rast kommt und drei Wohnsitze hat.

Kurz: es war eine schöne Gegend. Hölderlin, der zu Fuß hier durch kam, unterwegs nach Hauptwil, noch ein gescheiterter Anlauf, würde sie nicht mehr besingen.

Käme Billie Holliday von hier und wäre von heute, sie hätte um so mehr ein Recht auf *Ive got a right to sing the blues*.

Auch Mozart und Marie Antoinette waren hier, auf der Durchreise; und das ist auch schon fast alles, was man davon weiß.

Aber Montaigne war freundlich, betrachtete von seinem Zimmer im *Adler Post* aus, wo etwas später der achtzigste Geburtstag von Heidegger gefeiert wurde, die Menschen und Tiere vor dem Fenster und lobte die schwäbischen Betten. Was Attila dachte, weiß ich nicht. Gelegentlich findet man noch die Hufe seiner kleinen Pferde. Und gewiss auch Römisches.

Ich schreibe diese Sätze auf einem Notebook, unter einem Dach, das einmal ein Reet- oder Strohdach war (jetzt die benutzerfreundliche, aber asbestverseuchte *Berliner Welle*, längst Sondermüll) auf einem Haus, das im Jahr 1773 errichtet wurde, und zwar von Menschen vor mir, die ihr ganzes Leben hier verbrachten, es sei denn, es war Kriegszeit. Die geboren wurden, lebten, arbeiteten und starben. Und ich erinnere mich an etwas, woran ich mich doch gar nicht erinnern kann, in meinem Kinderzimmer, in dem ich die ersten zwanzig Jahre der Nächte meines Lebens verträumte und verschlief. Es waren auch Alpträume dabei – und fast alles habe ich vergessen.

Am 49. Geburtstag, vor wenigen Tagen, las ich in meinem Elternhaus in Rast *Aus dem Leben eines Taugenichts*, und ich war wieder

mitten in meiner Sehnsucht von einst, als ich an kaum etwas anderes dachte, als von hier weg zu wollen, und zwar nach Italien. Das war damals die Richtung meines Lebens. Derart saß ich fest, zwanzig Jahre lang schaute ich von einem einzigen Zimmer nachts zu den Sternen hinaus und hinauf: Es war allerdings ein wunderbarer Sternenhimmel. In den Städten, in denen ich dann die nächsten Jahrzehnte lebte (außer Berlin und Buenos Aires immer im Bereich des einstigen Imperium Romanum – München, Rom, Freiburg, Köln), wurde es ja, so schön es war, niemals mehr richtig dunkel, das heißt nicht mehr klar genug, so dass ich nichts mehr sehen konnte, allenfalls noch Planeten und Trabanten, Flugzeuge und Satelliten ausmachen konnte am Nachthimmel, aber keine Sterne mehr. Die Flugzeuge sah ich freilich auch am Nachthimmel meiner frühen Jahre, liegt die Gegend doch in der Einflugschneise von Zürich-Kloten.

Wo soll da noch Heimat sein? Aber gerade im äußersten Süden der Republik, von Lörrach bis Berchtesgaden, präsentieren sich die Menschen gerne so, als hätten sie ein Privileg auf Heimat. Und als wären sie Heimatexperten dazu. Eine Satellitenaufnahme etwa des Großraums Bodensee, an dessen Rand der Fleckviehgau noch liegt, würde zeigen, dass dieser Raum zu den zersiedeltsten und industrialisiertesten gehört. Praktisch in jedem Dorf steht ein Zuliefererbetrieb für die Rüstungsindustrie, und in den Städten am See ist es ganz wüst: Die Einnahmen aus der Rüstungsproduktion dürften am Bodensee höher sein als jene aus dem Tourismus. Ich möchte zum Beispiel den Heiligen Abend *nicht* in Oberndorf am Neckar verbringen, denke ich immer, wenn ich am Heiligabend oder einen Tag zuvor, an der Zugstrecke von Stuttgart her, dieses Oberndorf erblicke.

Wie feiert die Rüstungsfabrik Oberndorf Weihnachten? Vielleicht so wie Bush und seine wiedergeborenen christlichen Freunde? Immerhin gibt es in Oberndorf, wie im ganzen schwäbisch-badischen Weltraum, die besten Brezeln (*Brezele*, mit dem Diminutiv für alles Geliebte) und Seelen auf der Welt (beides zum Essen). Und wenn es nichts sonst gäbe als dies, müsste ich mindestens einmal im Jahr hinfahren, anhänglich, wie ich bin.

Wo war ich (es) eigentlich?

Am Kaufladen hing ein Kaugummiautomat, auf dem *Thank you* stand, aus dem große Kugeln kamen, in die man hineinbeißen konnte und die innen leer waren. *Thank you* war ein schöner Anfang mit der englischen Sprache. Aber dann ging es mit dem großgeschriebenen „I“ weiter.

Es gibt jenen Kaufladen meines Lebens (an dem, was heute unkorrekt bis zur Justiziabilität wäre, *Kolonialwaren* stand) nicht mehr. Ich nicht, nur ein Kind dürfte sagen, dass es traurig wäre. Aber auch das Kind gibt es nicht mehr. Das ist keine Sentimentalität, sondern eine Erinnerung.

Man muss ein Leben nicht an seiner Kindheit messen. Oder doch. Vielleicht gibt es gerade unter den Schriftstellern solche, die das ein Leben lang tun – oder es versuchen, als Erinnerungsarbeiter, Erinnerungsvirtuosen.

Diese Art von Erinnerung ist politisch nicht korrekt, so wie das Wort *Kolonialwaren*, das an den Kaufläden der Kindheit stand, mit Mohrenköpfen darin, die ein Kind noch, wenigstens augenblicksweise, glücklich machen konnten, sodass der spätere Mensch, der nicht mehr Kind ist, eine Vorstellung von Glück hat wie von der ersten Erdbeere, dem ersten Schnee und von allen vier Jahreszeiten.

Vieles in meiner Erinnerung wäre heute verboten. So der Mohrenkopf. Oder auch die Zigeuner. Soll ich heute sagen: Ein Sinti- und Roma-Wagen stand draußen beim Feldkreuz, und ich hatte Angst, mitgenommen zu werden – und vielleicht auch ein wenig Hoffnung ...? Angst ist nicht mehr korrekt, sowenig wie Hoffnung oder Existenz, statt der es nun ein Leben auf Wellness-Basis gibt in einem Katalog-Interieur aus *Schöner Wohnen*.

So sind auch solche Erinnerungen etwas politisch ganz Unkorrektes. Und Kinder sind Menschen, die in die Welt hineinfinden sollen wie in einen Schuh.

Erinnerungen sind Dinge, die es nicht mehr gibt.

Schriftsteller sind möglicherweise Erinnerungsvirtuosen, die satzweise heimkehren. Der Schmerz eines solchen Schriftstellers: er kann es nicht sagen, aber er muss es

schreiben. Manchmal ergibt sich daraus Schmerzvirtuosität.

Vorerst ist keiner zur Stelle, der ihn versteht. Die Ungleichzeitigkeit dieses Lebens: später gäbe es vielleicht, möglicherweise, einen oder eine, der oder die ihn verstünde, möglicherweise am selben Ort, da wo er lebt, webt und ist. Oder gab es.

Der Schmerz ist ein potentieller Schriftsteller. Bei mir war es: nicht zu wissen, wo ich bin, daher begann ich schreibend herauszufinden, wo ich bin, und wo es war.

Wo es das erste Mal war, wo es war, dass ich nicht wusste, wo ich war.

Von wegen Heimatschriftsteller.

Es ist nicht einfach, über etwas zu schreiben, das keinen Namen hat.

Auch Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII., war einmal in Meßkirch, als Begleiter seines Freundes Conrad Gröber, Theologe und Erzbischof von Freiburg, der ja auch von hier war, und lobte St. Martin, die Kirche, an der Heideggers Vater als Mesner diente (einer seiner Nebenjobs), als einer Kathedrale würdig. Ist sie ja auch.

Summa: Wenn Meßkirch so groß wie berühmt wäre, müsste die Stadt mit den Stadtrechten aus dem hohen dreizehnten Jahrhundert mindestens eine Million Einwohner haben. Aber Größe bezieht sich ja, wie beim körperlich eher kleinen Heidegger, nicht auf das Volumen.

Ich weiß nicht, ob Marlene Dietrich, von der Heidegger zu Lebzeiten vielleicht auch schwärmte, einmal in Meßkirch war. Aber sie hat wenigstens eine Meßkircher Melodie in die Welt hinausgetragen. Seltsamerweise ging es auch hier um das große Meßkircher Thema: den Tod. *Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub und sagt mir Bruder, komm!* –

Diese Todesverse, genannt *Das Hobellied*, hat Konradin Kreutzer, ein Meßkircher Komponist, in Wien vertont, für eine Posse von Nestroy. So haben zwei, die im Geniewinkel geboren wurden, auch in Wien („*OMNES MORIMUR – ES MUSS GESTORBEN SEIN*“. Und wers nicht glauben will, frag Wien in Österreich darum“. Abraham a Sancta Clara) mit dem Todesthema reüssiert. Und das große Meßkircher Thema

nicht abstreifen können – vielleicht auch nicht wollen, sie waren in Wien ja am richtigen Ort.

In Meßkirch wurde ich allein deswegen geboren, weil die Hebamme nicht mehr ins Haus kommen wollte. Im Kreißaal des Krankenhauses soll sich jetzt der Aufenthaltsraum des Conrad-Gröber-Pflegeheims befinden, wo zwischen Aquarium und Vogelkäfig untergebrachte Alte auf ihren Tod warten oder nicht, und dann einmal im selben Boden ruhen werden, in dem der Philosoph liegt.

So bin ich auch schon fast am Ende angekommen.

Ein Schatten an der Wand entlang: der Mensch, der geht (Buch der Psalmen).

Nun stehe ich an der Friedhofsmauer.

Der Friedhof von Rast war einmal ein schöner Friedhof. Ein Heimatfriedhof. Und mir leuchtete ein, dass dieses Wort eigentlich nicht von „umfriedet“ kommt.

Hier wollte ich einst begraben sein.

Doch die Bäume, die einfach so herumstehen, an der Friedhofsmauer oder in der Nähe der glattverputzten Immobilien, sind etwas, das Sauerei macht. Sie gehören zu den verhasstesten Lebewesen im Fleckviehgau.

Leider stehen sie unter Naturschutz.

Die Gemeinden im Geniewinkel schämen sich heute ihrer Friedhöfe und wollen die alten

Grabsteine weg haben, anderswo auf der Welt das letzte, was noch eine Zeitlang bleibt.

Als wollten sie damit den Tod selbst verschwinden lassen.

Die Grabsteine mussten weg, die Einheimischen schämten sich, dass es bei ihnen noch so alte Gräber gab, die nicht glänzten und nicht gerade waren. Auch glaubten sie, die Kosten für die Rüttelmaschine nicht aufbringen zu können.

Unter dem Vorwand, die Grabsteine seien baufällig und könnten Menschenleben gefährden, ist eines Tages eine sogenannte Rüttelmaschine aufgestellt worden, und die Administrationsmaschine hat alles, was alt und krumm war, gemäß der baden-württembergischen Friedhofsordnung (falls es die gibt) entfernen lassen.

Anmerkungen

Aus: Thomas Steinfeld (Hg.): Deutsche Landschaften. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2003. Oberschwaben. Arnold Stadler: Die Erinnerung fällt vom Fahrrad und bleibt liegen. S. 260–277.

Anschrift des Autors:

Arnold Stadler

88605 Rast über Meßkirch

„Schmerz und Erinnerung“ als „Dirigenten“ der Stadlerschen Prosa (M. Wälsler).

„Es gibt verschiedene Schreibhilfen oder Musen. Dazu gehört natürlich der Schmerz und die Erinnerung. Das sind die Hauptmusen“, gab Stadler bei einem Interview zu Protokoll („Es gibt keine Bretzeln mehr“).

Arnold Stadler wurde am 9. 4. 1954 in Meßkirch geboren. Er debütierte 1989 mit dem Roman „Ich war einmal“. Mit den Romanen „Feuerland“ (1992) und „Mein Hund, meine Sau, mein Leben“ (1994) wurde das 1989 begonnene Projekt zu einer Triologie ausgeweitet. Über „Ich war einmal“ schrieb Peter Hamm: „Dieses Debütbuch, das weithin noch bittere, manchmal bitterböse, dann aber doch auch wieder begütigende Beschwörung seiner Kindheit ist und das Klage und Komik noch nicht so übermütig wie später in eins zwingt, zeigt das Kindheitsgelände als nahezu lichtlos, die Heimat als fundamentale Heimatlosigkeit.“

1994 schreibt Stadler einen Essay über Hebels Gedicht „Die Vergänglichkeit“, die er interpretiert als eine kunstvolle Bankrotterklärung, eine kunstvoll kaschierte Verzweiflungstat.

Über seine Arbeit schreibt Stadler in „Mein Heimatfriedhof“: Ich bin nur einer, der die Heimatlosigkeit beschreibt, ein Phänomenologe, der das, was vorschnell mit „Heimat“ bezeichnet wird, näher anschaut, vielleicht auch aus Anhänglichkeit. Doch bin ich alles, nur kein Nostalgiker. Ich sehe nur, dass etwas nicht mehr da ist. Vor allem bin ich ein aufgeklärter, aufmerksamer Mensch (oder will es sein), der die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts miterlebt hat, wenn auch das meiste nur im Fernsehen“ (Erbarmen mit dem Seziersmesser. Über Literatur, Menschen und Orte, 2000).

Weitere Werke: „Kein Herz und keine Seele“ (1986), Gedichte aus den Jahren 1980–1985.

„Ein hinreißender Schrotthändler“ (1999), „Sehnsucht, Versuch über das erste Mal“ (2002), „Eines Tages, vielleicht auch nachts“ (2003).

H. H.